

„Es war Illusion zu glauben, wir hätten die Kontrolle“

Moral In der Corona-Krise denkt HfWU-Philosoph Anton Schmitt über den Zusammenhang von Leid und Moral nach. Er bezieht sich dabei auf Arthur Schopenhauer. *Von Ruben Wolff*

Der Mensch lernt erst, wenn er anfängt zu leiden“, sagt der Philosoph Anton Schmitt, der in diesem Semester eigentlich wieder im Studium Generale an der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen (HfWU) unterrichten würde gäbe es denn keine Pandemie. Schmitt erklärt, was das Lernen und das Leiden miteinander verbindet: Sobald etwas aus dem Gleichgewicht gerate, sobald Vertrautes verschwinde, werde es von vielen Menschen erst als etwas Gutes wahrgenommen - und nicht mehr als selbstverständlich.

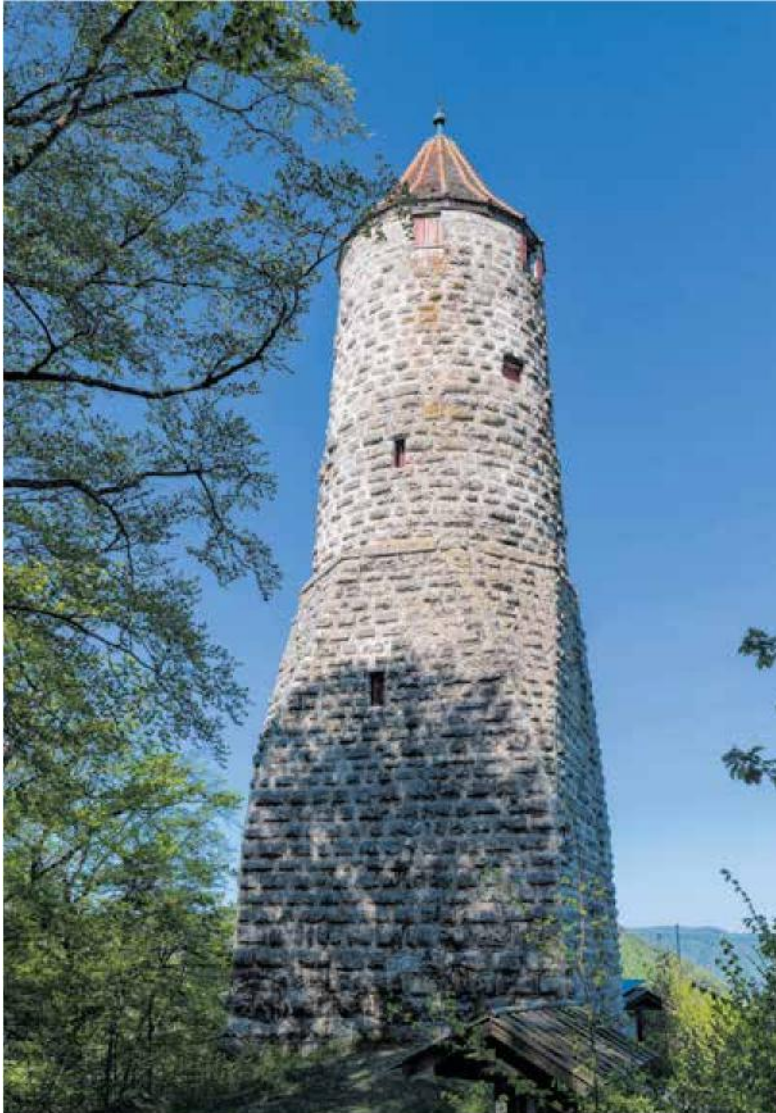
Die Corona-Pandemie greift wie eine Revolution in alle gesellschaftlichen Ebenen ein: Der Mensch, immerhin ein soziales Wesen, muss sich an Kontaktbeschränkungen halten. In der Ge-

sellschaft breitet sich ein Virus

aus, gegen das es noch keinen Impfstoff gibt und das tödlich

enden kann. Einige Arbeitsplätze stehen auf der Kippe, weil Geschäfte geschlossen sind. Die Folgen sind Einsamkeit, Unsicherheit, Krankheit Leiden in vielfältiger Art, wie Schmitt klar macht. „Es war schon vorher reine Illusion zu glauben, wir hätten alles unter Kontrolle“, sagt der Philosoph. „Und jetzt ist unser ganzes Weltbild erschüttert und wir merken, dass wir uns etwas vorgelogen haben.“

Und doch sei zu erleben, dass viele Menschen in der Krise enger zusammenrückten. Anton Schmitt überrascht das nicht: „In Krisen ist es häufig so, dass existenzielle Ebenen unverdeckt erscheinen.“ Wir werden auf das zurückgeworfen, was uns letztlich ausmacht, anstatt abgelenkt zu werden von all unseren Gewohnheiten und Beschäftigungen im Alltag. „Jetzt, wo wir wieder merken, wie verletzlich wir sind, nehmen wir auch die Verletzlichkeit des anderen wahr. Deswegen verhalten sich so viele in der Krise auch altruistisch“, sagt Anton Schmitt.



Ausflugsziele wie der Ödenturm sind auch in der Corona-Krise zumeist sehr beliebt. Besucher müssen aber die Abstandsregeln beachten.

Foto: Markus Sontheimer

Brauchen wir also erst das Leiden, um uns moralisch zu verhalten? Anton Schmitt denkt bei dieser Frage über Arthur Schopenhauer nach, einen der großen Philosophen der Aufklärung. Dieser war überzeugt: Im Leid werden wir alle gleich. Im Leid fallen die Schranken zwischen dem Ich und dem anderen. Schopenhauer betonte sogar, dass das Mitleid die einzige wirkliche Liebe ist. Ganz so weit würde Anton Schmitt nicht gehen: „Das Leid bietet die Chance, sich ganz in die Perspektive des anderen, des Leidenden einzufühlen - ohne dass damit unmittelbar eine Belohnung, eine

eigene Lust damit verbunden wäre, wie so oft bei der Liebe.“

Der Philosoph aus Lampertheim sieht noch die Seite des anderen, des Leidenden selbst. Dessen Leid kann ihn so stark einnehmen, ihn so ganz und gar in sich einsperren, dass er sogar das Mitleid der anderen nicht mehr annehmen kann. Die Folge: Egoismus aus Verletzlichkeit.

Im Gespräch mit Anton Schmitt wird deutlich, dass Verletzlichkeit aber erst durch die persönliche Historie individuell wird, obwohl sie im Kern überindividuell ist - weil eben alle Menschen leiden. Das Besondere der

Verletzlichkeit hänge eher an der individuellen Geschichte als am Leiden selbst. Arthur Schopenhauer hatte dies auf die sogenannte Individuation in Raum und Zeit zurückgeführt: Jeder lebt nur zu einer Zeit an einem Ort. Abgesehen davon betont Schmitt, sich nicht nur mit seinem eigenen Leid und Schwächen auseinanderzusetzen, sondern sich auch zu fragen, wer in einer schwierigen Situation noch betroffen ist.

Quarantäne und Ethik

An einem konkreten Beispiel zeigt er, wie anspruchsvoll diese Selbstkonfrontation ist: So könnte die Einsamkeit so unerträglich werden, dass sich etwa ein 80-Jähriger mit dem Gedanken anfreundet, sich lieber von seinen Enkelkindern anstecken zu lassen, als seine Zeit im hohen Alter alleine zu verbringen. „Vielleicht glaubt er, nicht mehr so viel Zeit zu haben“, sagt Anton Schmitt. Mit einem solchen mehr oder weniger bewussten Vorhaben verführe er die anderen aber zu einer Mitschuld, die nie mehr rückgängig gemacht werden könnte. Es entstehe also immer dann ein moralisches Problem, wenn man sich anderen aufbürde, beispielsweise dem Gesundheitssystem.

Zwar gilt: Je mehr Infizierte, desto mehr Immune, aber zu viele Kranke beanspruchten eben Kosten und Pflege. Man könne niemandem vorwerfen, krank zu sein - sich in die Gefahr einer Ansteckung zu begeben aber berge ein moralisches Dilemma.

Genauso urteilen müsste man über all jene, die die Ausbreitung des Coronavirus nicht ernst nehmen und die trotz Kontaktverboten in Vierer- oder Fünfergruppen draußen unerlaubt unterwegs seien. Solche Menschen beanspruchten für sich andere gesellschaftliche Regeln und verhielten sich der Mehrheit gegenüber unmoralisch. Mit Unwissenheit könne so ein Verhalten nichts zu tun haben, zweifelt Anton Schmitt: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand in dieser Zeit noch nichts von der Pandemie oder den Kontaktverboten gehört hat.“